

JÜRGEN JOACHIMSTHALER

## **Lockend slawisches Grauen. Horst Langes Andeutungen im ‚Dritten Reich‘<sup>1</sup>**

Teksty powstałe w ‚Trzeciej Rzeszy‘ nie mogą być czytane bez zrozumienia okoliczności, w jakich zostały napisane: już współcześnie żyjący, wobec braku wolności poglądów, czytali je ‚między wierszami‘ i interpretowali każde słowo mogące posiadać znaczenie polityczne, odnosząc je do aktualnego tła historycznego. Długoletnia historia powstawania tekstów, również tekstów zawierających odniesienia do spraw polsko-słowiańskich – często występujących w ówczesnych utworach Horsta Langego – nie pozwala na ich ujednoznacznioną interpretację, z powodu wielokrotnych radykalnych zmian w niestabilnej niemieckiej polityce, która znaczenie polityczne zawartych w danym tekście słów potrafiła przekształcić z dnia na dzień w ich przeciwieństwo, bez konieczności zmiany jakiegokolwiek słowa w samym tekście.

Texte, die im ‚Dritten Reich‘ entstanden, können nicht ohne Blick auf ihre Entstehungsumstände gelesen werden: Bereits die Zeitgenossen lasen ja angesichts fehlender Meinungsfreiheit ‚zwischen den Zeilen‘ und interpretierten jedes Wort mit potenzieller politischer Bedeutung vor dem aktuellen zeithistorischen Hintergrund. Langjährige Entstehungsgeschichten von Texten gerade auch mit polnisch-slawischen Bezügen, wie sie im damaligen Erzählwerk Horst Langes häufig zu finden sind, sind jedoch kaum eindeutig referenzialisierbar angesichts mehrerer radikaler Umschwünge einer wechselhaften deutschen Politik, die die politische Bedeutung in einem Werk benutzter Worte von einem Tag auf den anderen in ihr Gegenteil verkehren konnte, ohne dass am Textbestand selbst sich ein einziges Wort ändern musste.

The texts which originated in the ‚Third Reich‘ cannot be read without the understanding of the circumstances in which they were written: already the contemporaries,

---

<sup>1</sup> Dieser Text fügt sich ein in den Argumentationszusammenhang von JOACHIMSTHALER (2011), wo hier nur andeutbare Zusammenhänge breiter ausgeführt (und im Detail belegt) sind.

facing the lack of freedom of opinion, read them ‚between the lines‘ and interpreted every word potentially loaded with a political meaning with reference to the current historical background. Long history of creating texts, also the texts including references to Polish-Slavic matters – often appearing in the contemporary writings of Horst Lange – does not allow readers to interpret them unequivocally due to numerous radical changes in the unstable German politics which from day to day could turn upside down the political meaning of the words included in a given text without the need to actually change any word in the text itself.

### **Vorbemerkung**

Ernst Kreuder warf im Herbst 1939 seinem Freund Horst Lange (1904-1971) nach der Lektüre von dessen aktuellem Buch *Auf dem östlichen Ufer* (LANGE 1939) brieflich vor, mit der darin enthaltenen Erzählung *Der Sohn der Hauptmannstochter* (LANGE 1939:7-51) und ihren zahlreichen „polnischen Anspielungen einen konjunkturellen Fehlgriff“ (CYGAN 1999:41) begangen zu haben, sich also im Zeichen des Krieges gegen Polen tagespolitischen Erwägungen unterworfen und dem herrschenden Zeitgeist angepasst zu haben. Lange bestritt dies mit der Bemerkung, den Text bereits 1937 verfasst zu haben. Außerdem sei der Text nicht aus patriotischen Erwägungen heraus geschrieben, ihm sei es im Gegenteil um ein „aheroisches Beispiel gegangen“ (Brief Langes an Kreuder vom 18.11.1939; zit. nach KOLBE 2010:94). Die Frage des tatsächlichen Entstehungsdatums ist in diesem Fall wohl nicht mehr verifizierbar, verweist damit aber umso nachdrücklicher auf das Problem der konkreten Kontextualisierung der zahlreichen Anspielungen auf polnisch-slawische Motive, die sich auch in anderen Werken Langes während des ‚Dritten Reiches‘ häufig finden, denn ‚Polen‘, das war eine Bezeichnung, die in Deutschland zwischen 1933 und 1939 ihre politische Bedeutung mehrfach radikal änderte.

1933 war ‚Polen‘ der Name eines von den neuen Machthabern instinktiv gehassten Feindes, bedeutete doch die Wiedererstehung des polnischen Staates nach dem Ersten Weltkrieg, dass die einstigen Teilungsmächte, also auch Preußen und damit das Deutsche Reich, auf territoriale Ansprüche hatten verzichten müssen. Die Auseinandersetzungen um den genauen Grenzverlauf hatten nach dem Ersten Weltkrieg zu teilweise gewaltsamen Auseinandersetzungen im zeitweise unter internationale Verwaltung gestellten Oberschlesien geführt, wo polnische Aufständische gegen deutsche Freikorps kämpften, aus welcher letzteren dann ein wesentlicher Teil der völkischen Bewegung und damit des Nationalsozialismus hervorgegangen ist. Polenhass gehörte so zu

den Gründungsmotiven der NS-Bewegung. Umso überraschender kamen für viele der deutsch-polnische Nichtangriffspakt vom Januar 1934 und das daran sich anschließende Kulturabkommen vom Februar 1934, mit denen eine Phase der „befohlenen Freundschaft“ (vgl. PRYT 2010) zwischen dem ‚Dritten Reich‘ und Polen begann.

Diese hatte irritierende, bisher nur ansatzweise (insbesondere von KUNICKI 2001 und 2006) aufgearbeitete Folgen auch für die seit 1933 staatlicher Lenkung unterworfenen innerdeutschen Literatur. Nicht nur, aber auch Polen gegenüber setzte das ‚Dritte Reich‘ seine Kulturpolitik ja zur Konturierung seiner internationalen Beziehungen ein (vgl. BARBIAN 1992) – mit dem Ergebnis, dass zeitweise offen polenfeindliche Bücher behindert oder gar unterdrückt wurden –, selbst um den Preis, Grundüberzeugungen vieler Anhänger Hitlers vor den Kopf zu stoßen. (Hitler selbst hatte sich über Polen immer schon eher widersprüchlich geäußert und die Polen – im Gegensatz zu den gehassten Tschechen – in seiner Rhetorik als beliebig, damit aber auch immer wieder anders verwendbare verbale Manövriermasse genutzt [vgl. JOACHIMSTHALER / OCIEPA 2006] – im Übrigen scheint er zumindest von Pilsudski ehrlich angetan gewesen zu sein). Nicht nur wurde damit ausgerechnet von Hitler die von der Weimarer Republik nie anerkannte deutsch-polnische Grenze zeitweise akzeptiert (ehe dann 1939 wieder das Gegenteil galt), wobei die ‚Freundschaft‘ von Hitler als eine mit eindeutig deutschem Führungsanspruch gedacht war – bis hin zu einem künftigen gemeinsamen Krieg gegen die Sowjetunion mit Polen als Aufmarschgebiet. Viele Nationalsozialisten akzeptierten diesen überraschend freundlichen Kurs gegenüber Polen nur als ein vorübergehendes taktisches Manöver, dessen kultur- und medienpolitische Implikationen dann freilich aus eben diesen taktischen Gründen umso konsequenter durchgesetzt werden mussten. Polenfeindliche Äußerungen in Medien und Literatur waren unerwünscht, Bücher konnten wegen zu polenfeindlicher Darstellungen verboten werden (mehrere Beispiele nennt KUNICKI 2006). So viele Nischen relativer kultureller Pluralität sich auch dank der Konkurrenz der Zuständigkeiten und der partiellen Modernität etwa Goebbels’ bis Kriegsausbruch im ‚Dritten Reich‘ auch halten mochten (SCHÄFER 1984), in dieser Hinsicht waren die politischen Vorgaben eindeutig: Polen war jetzt ‚freundschaftlich‘ zu behandeln. Ähnlich wie im Umgang mit anderen Ländern (vgl. BARBIAN 1992) unterwarf auch hier die Kulturpolitik sich ganz dem Primat der geostrategisch konzipierten Außenpolitik. Daraus ergab sich ‚Freundschaft‘ als primär thematische Vorgabe für Drehbücher, Romane, Dramen etc. mit polenbezogenem Inhalt. Dies musste sich auch auf die Literatur, auf Textstruktur, auf Figurenzeichnung und Perspekti-

vierung, auf Handlungsgefüge und axiomatische Grundlagen erzählter Welten auswirken und umgekehrt die Frage aufwerfen, wie eine Verwendung polnischer Motive, die zu komplex war, um als einfache Umsetzung der verordneten ‚Freundschaft‘ gedeutet werden zu können, in diesem Kontext zu verstehen war.

Natürlich war kein Autor gezwungen, überhaupt polnische Themen zu behandeln. Jedoch griff die staatliche Vorgabe soweit in die künstlerische Behandlung des Themas ein, dass sie zur Herausforderung werden konnte für Autoren, die mit diesen Vorgaben nicht einverstanden waren oder, aus welchen Gründen auch immer, mit den Grenzen dessen zu spielen gedachten, was die staatlichen Vorgaben noch zuließen. Insbesondere Autoren aus den deutsch-polnischen Grenzgebieten mit ihrer sprachlich und kulturell gemischten Bevölkerung hielten manchmal an Handlungen mit auch polnischen Themen und Motiven fest. Während eine aus diesen Gebieten stammende erste, im Umfeld von Hitlers Machtergreifung verfasste Literatur überzeugter Nationalsozialisten (WIRBITZKY 1932 / <sup>2</sup>1934; HARDER 1933) mit offen polenfeindlicher Tendenz diese nicht offen fortsetzte, bewies größere Zähigkeit eine 1932 mit SCHOLTIS' *Ostwind* (erschien Ende 1932; zu Scholtis vgl. ZYBURA 1997) einsetzende gegenläufige regionale Literatur, die sich zwar zur deutschen Seite bekannte, zugleich aber die Besonderheit der ‚gemischten‘ Bevölkerung hervorzuheben und zu verteidigen versuchte. Diese Texte stießen nicht einmal so sehr wegen ihrer (nach 1934 etwas zurückgenommenen) ablehnenden Haltung dem polnischen Staat und seinem Anspruch insbesondere auf Oberschlesien gegenüber auf Schwierigkeiten, sondern in erster Linie, weil die von ihnen beschriebene Nähe zwischen den Völkern mit den zahlreichen ‚Mischlingen‘ (z. B. KÖHLER 1933; SCHOLTIS 1934; WIESSALLA 1934; KALUZA 1935; ULITZ 1939) allen rassistischen Vorstellungen der Nationalsozialisten widersprach, die sich die ‚Freundschaft‘ zwischen Völkern vorstellten als einen Pakt zwischen klar geschiedenen, biologistisch gedachten Einheiten ohne ‚Vermischung‘ und gekennzeichnet durch ein klares Machtgefälle mit deutscher Führungsrolle. Literatur aus, oder, besser: über Gebiete voll kultureller und ethnischer Übergänge, ‚Mischungen‘ und Uneindeutigkeiten konnte, wenn sie diese darstellte, da nur stören: Sie stellte die klare Gegenüberstellung der Nationen und ‚Rassen‘ in Frage, von der die NS-Ideologie lebte. Verboten wurde insbesondere das Initial- und Vorzeigewerk dieser Richtung, Scholtis' *Ostwind* (vgl. KUNICKI 2006:59), aber selbst ein bereits älteres Buch aus der Zeit der Volkstumskämpfe (HEIN / MÜLLER-RÜDERSDORF 1926) konnte noch nachträglich aus den Bibliotheken entfernt werden, weil darin – von Vorkämpfern des Deutschtums! – zu deutlich auf

die ‚gemischte‘ Bevölkerung und ihren hohen polnischen Anteil hingewiesen wurde (vgl. JOACHIMSTHALER 2011/2:460f.). Im Ergebnis verschwand die Thematisierung kultureller und ethnischer ‚Mischung‘ zwar nicht völlig aus der Literatur, wurde aber in den Formulierungen vorsichtiger, kompromissbereiter und opportunistischer auf der Textoberfläche, vielschichtiger und indirekter (vgl. z. B. MOLZAHN 1936 und 1938). Scholtis z. B. verlagerte entsprechende Handlungen nun nach Mähren (SCHOLTIS 1939 und 1940; vgl. auch JOACHIMSTHALER 2012), also in ein ‚Außerhalb‘ des in diesen Texten als ‚rein‘ konzipierten preußisch-deutschen Gebietes (dessen von Mähren aus gesehene ‚Reinheit‘ dann wiederum in einer Art und Weise dargestellt wird, in der Verherrlichung und ironische Subversion nicht mehr eindeutig voneinander zu trennen sind). Damit hatte auf Polen bezogene Literatur zwei potenzielle rote Linien, die nicht überschritten werden konnten: Eine ‚falsche‘, zwischen 1934 und 1939 also allzu unfreundliche Haltung Polen gegenüber einerseits und eine allzu offene Darstellung verwandtschaftlicher Nähe zwischen Deutschen und Polen andererseits.

### ***Schwarze Weide***

Vor diesem Hintergrund zu lesen ist eines der Hauptwerke der innerhalb des ‚Dritten Reiches‘ verfassten, nachträglich einer sogenannten „Inneren Emigration“ zugeschriebenen Literatur nichtnationalsozialistischer Schriftsteller, Horst Langes (1904-1971) Roman *Schwarze Weide* (1937; hier benutzte Ausgabe LANGE 1981), der viel gelobt wurde von der zeitgenössischen Kritik, als „seltsame Mischung von Eichendorff und Joyce“ (zit. nach KUNICKI 2006:452), aber von kulturpolitisch maßgeblichen nationalsozialistischen Stellen abgelehnt wurde. Lange selbst stammt aus dem niederschlesischen Liegnitz (wo sein Vater Regimentsschreiber war), seine Mutter aus der bis Januar 1920 offiziell deutschen Provinz Posen. Als Kind hatte Lange vor dem Ersten Weltkrieg öfter seine – deutschen – Großeltern in Birnbaum (Międzychjód) an der Warthe besucht.<sup>2</sup> Die dortige Verwandtschaft verließ nach dem Ersten Weltkrieg das nun wieder polnische Gebiet, die Großeltern zogen nach Liegnitz, lediglich ein polnischer Onkel Langes blieb in seiner Heimat zurück. Das spannungsgeladene deutsch-polnische Verhältnis mit all seinen Verwerfungen war Lange also – bis in die eigene Familiensituation hinein – nicht fremd, zu seinem Berliner Umgang (vgl. KORN 1975:251) zählten dann

---

<sup>2</sup> Biographische Daten folgen, wo nicht anders angegeben, KOLBE (2010).

Mitte der 1930er Jahre mit August Scholtis und Ilse Molzahn zwei literarische Stimmen, die die interkulturelle Erfahrung der Grenzgebiete auch während des ‚Dritten Reiches‘ in ihren Werken zu thematisieren versuchten.

*Schwarze Weide* spielt in einer artifiziellen, symbolischen Landschaft, die collagiert ist aus Elementen verschiedener Provenienz. Die feucht-sumpfige Landschaft um Liegnitz prägt viele der Landschaftsbeschreibungen im Roman, ‚Schwarze Weide‘ ist ursprünglich der Name eines Flusses aus diesem Gebiet. Lange ging es aber nicht um eine realistische Darstellung einer real existierenden Landschaft<sup>3</sup>, sondern um eine von realen Motiven allenfalls inspirierte semantische Sinnwelt, die er unterlegte mit als slawisch bzw. polnisch konnotierten Motiven, welche eher an oberschlesische Grenzlandliteratur erinnerten als an auf Liegnitz bezogene NS-Literatur. Die konzentrierte sich eher in historischen Schlachtenromanen auf die im Mittelalter bis Liegnitz vorgedrungenen Mongolen (vgl. KUNICKI 2006:530-549), welche dazu genutzt werden konnten, einen Eindruck beständiger Bedrohung Deutschlands **von außen** zu stützen.

Betrachtet man mit den Augen der NS-Funktionäre die ‚reale‘ geographische Vorlage des Romans, gab es keinen Grund, ein von Liegnitz und Umgebung angeregtes Szenarium für eine gegenwartsnahe Handlung interkulturell anzureichern mit slawisch-polnischen Motiven, die die Gegend nicht von außen bedrohten, sondern **von innen** mitkonturierten. In der deutschnationalen Propaganda galt dieses Gebiet westlich von Breslau ja als Musterbeispiel erfolgreicher Germanisierung im längst vergangenen Mittelalter. Es mochte – wie praktisch alle Gebiete des Reiches (incl. etwa Berlins oder des Schwarzwaldes; vgl. JOACHIMSTHALER 2010:139-141) – im Zuge der allgemeinen nationalsozialistischen Vorliebe für die Darstellung **jeder** Region Deutschlands als bedrohtes Grenzland inszeniert werden als nicht ganz grenzferner und deshalb gegen Feinde von außen (zu denen Polen aber eigentlich nicht mehr gerechnet werden durfte) zu verteidigende ‚Bastion‘, aber nicht als ein Gebiet, das in der literarischen Darstellung kulturell gemischt und unterhalb einer vertrauten ‚deutschen‘ Oberfläche durchdrungen ist von (aus NS-Sicht) ‚artfremdem‘ Leben.

Die Handlung verteilt sich größtenteils auf zwei Handlungszeitpunkte, zwischen denen mehrere Jahre liegen. Im ersten Teil befindet sich der noch ju-

---

<sup>3</sup> Die nicht unproblematische Neuausgabe Horst Lange: *Die [sic!] Schwarze Weide*. Graz: Stocker / Verlag für Sammler 2005 verortet im Klappentext die Handlung allzu eindeutig in der „sumpfigen Landschaft der Region um Liegnitz“.

gendliche Ich-Erzähler zu Besuch bei seinem Onkel in Kaltwasser, einem symbolisch überhöhten, in einer traumhaft visionären Geographie angesiedelten Ort, dessen Beschreibung mit Signifikanten durchsetzt ist, die an das deutsch-polnische Grenzgebiet in Oberschlesien erinnern, ohne dass diese vom Buch unvermeidlich ausgelöste Assoziation durch ein entsprechendes explizites Wort bestätigt werden würde: Die Bewohner von Kaltwasser tragen slawische, genauer: polnisch oder – durch die teilweise germanisierte Schreibung – ‚wasserpolnisch‘ anmutende Namen wie Smorzczak oder Woitschach, englische Besatzungssoldaten erinnern an die Volksabstimmung über die Zugehörigkeit Oberschlesiens zum Deutschen Reich oder zum neu erstandenen polnischen Staat nach dem Ersten Weltkrieg, in deren Vorfeld Oberschlesien unter Leitung einer interalliierten Kommission gestellt worden war – was aber für die Handlung selbst keine größere Rolle spielt. Lediglich eine Figur namens Smeddy wird als englischer Besatzungsoffizier gekennzeichnet, ohne dass dies für seine Funktion im Erzählgeflecht von grundlegender Bedeutung wäre. Insgesamt bleibt die beschriebene Region als ganze namenlos und wirkt wie verortet in einem Allgemeingültigkeit beanspruchenden Überall und Nirgends, es geht eher um einen mit bestimmten Vorstellungen angereicherten, in vieler Hinsicht aber auch diffus belassenen semantischen Assoziationsraum, der auf vieles anspielt, ohne dies tatsächlich immer zu bestimmter Aussage zu konkretisieren. Für Leser mit Referentialisierungs- und Entschlüsselungsdrang ist freilich gerade dadurch viel Anlass für Spekulation geboten.

Doch die Landschaftsbeschreibung zeichnet nicht nur eigenartige Ungenauigkeit aus, sie ist auch in einem entscheidenden Punkt widersprüchlich: An einer Stelle entspringt die titelgebende Schwarze Weide im Mühlteich (LANGE 1981:55) des Handlungsortes, an einer anderen kommt sie aus unheimlich wirkender Ferne, dem bedrohlichen ‚Osten‘: „Dieser Bach führte sein kaltes Wasser, das, wie man mir erzählt hatte, sich selbst im Hochsommer nicht erwärmte und das in früherer Zeit winters, bei der strengsten Kälte, niemals zugefroren war, aus Osten herbei.“ (LANGE 1981:7f.) Da der Roman nach dieser Schwarzen Weide benannt ist, fällt diese Uneindeutigkeit umso stärker auf, zumal die Schwarze Weide in der erzählten Welt explizit fungiert als das bedeutungsschwere „Zentrum dieses Bezirks, [...] das Kernstück aller unentwirrbaren Schicksalsverknüpfungen“ (LANGE 1981:495). Der Eindruck, dass „die stellenweise überbordenden Naturbilder oft des Zusammenhalts entbehren“ (CYGAN 1999:34), lässt sich jedoch nicht einfach durch Unbedachtheit des Autors erklären (der einige Jahre mit der Arbeit an dem Roman verbracht hatte), da Widersprüchlichkeit in der Beschreibung des Gewässers selbst

explizit wird, also konzeptionelle Bedeutung tragen muss: „Dieses Wasser, das aus den tiefsten Schichten des Bodens empordrängte und das in seiner Kälte die dunkelsten Kräfte der Erde mit ans Tageslicht brachte, war aus unserer Landschaft weder abzuleiten noch wegzudenken.“ (LANGE 1981:495) Das Gewässer gehört also weder in die Gegend, deren Mittelpunkt es bildet, noch kommt es woanders her als aus ihren innersten Tiefen. Es entspringt zugleich in ihr und nicht in ihr. Die doppelte Herkunftsangabe macht dieses Paradoxon sinnfällig. Dass die Schwarze Weide aus ihrer Umgebung, deren Mittelpunkt sie doch bilde, nicht „abzuleiten“ (eigentlich ein philosophischer und mathematischer Begriff!) sei, verweist auf die Fremdheit jeden Ursprungs – niemand und keine Kultur ist durch Selbstzeugung aus sich selbst entstanden, „Fremdes“ ist, wie bewusst oder unbewusst auch immer, stets mit anwesend im „Eigenen“ (vgl. KORTLÄNDER / SINGH 2011). Dieses „Fremde“ im „Eigenen“ erweist sich nun aber im Zuge der Romanhandlung als slawisch und polnisch konnotiert, die an Verbrechen reiche sumpfige Landschaft um die zunehmend mit Grauen und Grausen angereicherte Schwarze Weide steht damit, alten deutschen Stereotypen vom slawischen Sumpf folgend, in subkutaner Verschränkung. Die oberflächlich naheliegende Vermutung, Lange verweise hier in versteckter Form auf die polnisch-piastisch-slawischen Wurzeln Schlesiens im Mittelalter, wird durch die weitere Handlung zumindest nicht explizit bestätigt. Der zugleich behauptete Ursprung der Schwarzen Weide im Osten eröffnet nicht nur einen Widerspruch, dieser ‚Osten‘ wird auch mit der gesamten am ‚Osten‘ hängenden stereotypen deutschen Kultursemantik (vgl. THUM 2006; JOACHIMSTHALER 2011/2:147-159) aufgeladen: „Nach Osten war das Land völlig öde und wie verlassen.“ (LANGE 1981:19) Die bedrohlich wirkende Landschaft löst eigenartige Visionen aus, die deutlich gespeist sind von überkommenen Vorstellungen des ‚Ostens‘; sogar die Mongolen werden kurz assoziiert: „Ich stellte mir vor [...], daß auf den gelben Steppen ostwärts unabsehbare Reiterheere, gewappnet mit einem furchtbaren Heidentum, von niemandem beobachtet, hinterrücks sich gegen unsere Länder heranwälzten.“ (LANGE 1981:76f.)

Über solch allgemeine, stereotype Formulierungen hinaus, die mit Worten wie „unabsehbar“ oder „furchtbares Heidentum“ eher phantasieanregend wirken als tatsächlich konkrete Vorstellungen zu erwecken, wird die Welt des ‚Ostens‘ jedoch nicht *expressis verbis* aufgerufen – der kulturell vortrainierte Ahnungs-, Vorstellungs- und Assoziationsraum des Lesers wird angesprochen, die Schwarze Weide dient dabei als semantisch über die Ränder des im Text selbst Ausgesprochenen hinausweisender Bedeutungsträger, dessen ‚Eigentliches‘ jenseits der Text-Ränder in einem unbestimmt bleiben-

den semantischen Raum verortet werden muss, den der Leser nur mit seinen (von Stereotypen vorgeprägten) Vorstellungen ausstatten kann. Lange gelingt es so, polnisch-slawische Anklänge in großer Zahl einzubauen, ohne sie explizit so benennen zu müssen in einer Zeit, in der dies schlecht zur verordneten ‚Freundschaft‘ gepasst hätte. Das Slawische in dieser Landschaft ist das in ihr zugleich Verheimlichte, ihr Unbewusstes und Verdrängtes. Die Art der unübersehbaren und doch schwer fasslichen Anspielung darauf erhält im politischen Kontext der Zeit, in der ‚zwischen den Zeilen‘ lesen zu können vom Leser erwartet werden konnte, die im Modus des Potentialis, der ‚vielleicht‘ gehaltenen Möglichkeit, eine versteckte politische Anspielung auf das herrschende Regime zu sein, ohne dass der Text eine eindeutige Aussage darüber zuließe, wie diese Anspielung aufzulösen sei. Ihre Konkretisierung wird dem Leser überlassen und freigestellt, der Text lebt davon, ein solches ahnungsreiches Vermuten zu inspirieren, in das dann freilich jeder Leser **seine** Deutung hineinlesen konnte. In einem Brief an Ernst Kreuder vom 6.3.1939 schrieb Lange mit erkennbarem Bezug auf die politischen Umstände über seine Schreibweise, „daß unter gegebenen Umständen nicht alles gesagt werden könne“ (zit. nach CYGAN 1999:34). Die kunstvoll geschaffene Undeutlichkeit ist Programm und verweist den Leser darauf, dass der Text über sich selbst hinausweist auf in ihm Ungesagtes, dessen Ausfüllung Sache des Lesers bleibt – und diesem damit ein imaginatives Schweifen ermöglicht, in das er von sich aus mit hineinassoziieren mag, was und wie er will.

Auch durch diese Technik ist der Roman dem „magischen Realismus“ (vgl. SCHEFFEL 1990) zuzuordnen: Eine spannungsvoll vibrierende Sprache aus zumeist ‚einfach‘ wirkenden Sätzen und möglichst konkret wirkenden Bezeichnungen erweckt durch in sie eingestreute rätselhafte Andeutungen den Eindruck, die detailgenaue Beschreibung der zumeist sehr alltagsnah erzählten bäuerlichen Welt lege sich wie eine stellenweise immer wieder durchsichtige sprachliche Zeichen-Haut über die Welt von Kaltwasser und lasse ein rätselhaft ‚Anderes‘ durch sie hindurchschimmern, eine nur erahnbare bedrohlich ‚eigentlichere‘ Welt, deren beängstigende Beschaffenheit nur zu vermuten ist und nie wirklich Bestimmtheit erhält. Durch geschickte Signifikantenverwendung erreicht der Text die doppelte Wirkung von Klarheit und seltsamer Geheimnishaftigkeit zugleich, als lauere unterhalb der evozierten, meist dem ‚einfachen‘ ländlichen Leben zuzurechnenden Phänomene, knapp jenseits der Text-Ränder ein der Sprache sich entziehendes Grauen, das nur durch undeutliche Verweise und Textrand-Markierungen in den Text selbst hereinragt. Die Worte und Bezeichnungen, aus denen der Text sich zusammensetzt, verweisen über sich selbst hinaus auf zusätzliche, jedoch nicht

ausgeführte Bedeutungsebenen. Die Landschaft, in der die Handlung spielt, wirkt dadurch bedeutungsschwer, ohne dass die ihr unterlegte semantische Dimension auf der Textebene selbst explizit würde. Unklar muss bleiben, inwieweit der Autor ‚nur‘ mit entsprechenden sprachlichen Mitteln Ahnungen erweckt von einem Jenseits des Textes und inwieweit er selbst überhaupt präzise Vorstellungen über dieses Jenseits besaß.

Den Eindruck der Geheimnishaftigkeit intensiviert der implizite Autor bewusst dadurch, dass der Text von einem Ich-Erzähler mit nur beschränktem Horizont erzählt wird, der als (anfangs) Fremder in dieser Landschaft erst langsam und nie vollständig lernt, die in ihr herrschenden Zusammenhänge zwischen Personen, aber auch zwischen Menschen und Landschaft zu durchschauen. Die analytisch ihre Vorgeschichte erhellende Handlung wird nicht zu restloser Auflösung vorangetrieben, vieles bleibt rätselhaft. Der Ich-Erzähler selbst nimmt dabei zahlreiche Dinge wahr, die er sich nicht erklärt, über die er nicht einmal nachdenkt, die aber gleichwohl in auffälliger, vom impliziten Autor als leicht durchschaubar intendierter Weise miteinander korrespondieren, so dass sie den Leser dazu anleiten, in die Handlung als deren Vorgeschichte eingesenkte Zusammenhänge selbst zu enträtseln, auch wenn diese sich dem Ich-Erzähler verschließen. Dennoch bleibt Vieles geheimnisvoll genug, um sich auch dem Leser nicht zu erschließen. Viele Schlüsse müssen Vermutung bleiben. Negativ formuliert: „Lange läßt [...] alles mit Vorzeichen, Bedeutung und Verhängnis auf, ohne dadurch die Charaktere und ihre Taten (oder Unterlassungen) einleuchtend machen zu können. Statt einer Bloßlegung wohnen wir einem unablässigen Raunen bei.“ (REITMEIER 2012:unpaginiert)

Dieses „Raunen“ ist Absicht. Der implizite Autor spielt mit der Ahnungslosigkeit seines Ich-Erzählers, die sich trotz zunehmender Erkenntnisse und Einsichten bis zum Ende des Romans nicht vollständig auflöst. Vieles verbleibt außerhalb der Text-Ränder – nur das Eine nicht, dass auch der anfangs fremde Ich-Erzähler durch seine nur teilweise aufgeklärte Familiengeschichte zutiefst mit den Ereignissen verbunden ist, die sich in dieser Landschaft abspielen. Mit ihr ist auch er selbst eingebunden in die komplex ineinander verwickelten „Schicksalsverknüpfungen“ (LANGE 1981:495), ohne dass Art und Intensität seiner Zugehörigkeit wirklich vollständig aufgeklärt würden – wodurch ein ins potenziell Unendliche reichender Ahnungsraum jenseits der Text-Ränder eröffnet wird, der ihn assoziativ zutiefst mit dem durchwirkt, was ihm nur teilweise aufzulösen gelingt. Lange verstärkt dies durch eine Überzahl von Handlungskoinzidenzen und in dieser Häufigkeit unwahr-

scheinlichen ‚zufälligen‘ Begegnungen von Figuren am ‚zufällig‘ passenden Ort zum ‚zufällig‘ passenden Zeitpunkt (vgl. REITMEIER 2012:unpaginiert) und evoziert damit im Bewusstsein des Zusammenhänge rekonstruierenden Lesers schicksalhaftes Verhängnis als der Handlung unterlegtes Geschehensaxiom.

Der Ich-Erzähler hält sich anfangs (im ersten Teil) nur besuchsweise für wenige Wochen in dieser Landschaft auf und reist erst im zweiten Teil Jahre später wieder dorthin, bezeichnet dies nun aber als „Heimreise“ (LANGE 1981:246) – es ist eine „Heimreise“ nicht in eine selbstgewählte Heimat, sondern in eine, die ihm durch eine von ihm nicht beherrschbare Vorgeschichte zubestimmt ist – und die tatsächlich sein Schicksal determinieren und ihn nicht mehr loslassen wird: Der noch jugendliche Ich-Erzähler erlebt hier erste Liebesgeschichten und erfährt den Ort und seine Menschen, auch seine Verwandtschaft, als von rätselhaften Geheimnissen gezeichnet, langsam offenbart sich eine Welt aus Untreue, Lüge und Verrat, voll von illegitimen Kindern mit unklarer Vaterschaft, rätselhaften Verwandtschaftsbeziehungen, Gerüchten, Geraune und dörflicher Kolportage um Inzucht, Mord und Blut. Jede Vorstellung genealogischer oder gar rassischer ‚Reinheit‘ ist hier Makulatur. Dem Ich-Erzähler erweist sich auch die eigene, zutiefst in dieses Gewirre verstrickte Familiengeschichte mehr und mehr als dunkles Problem. Die bedrohliche Stimmung wird verstärkt durch Ahnungen und Andeutungen, Stimmen, Visionen, „Geister der Landschaft“ (JOACHIMSTHALER 2011/1:205-207 im Anschluss an FREYTAG 1978:830) wie das der slawischen (insbesondere sorbischen) Folklore zuzurechnende „Mittagsgespenst“ (LANGE 1981:142; vgl. GRAU 1966; JOACHIMSTHALER 2011/1:356f., 379, 410). Die sumpfige Landschaft erinnert nicht umsonst an Fontanes Darstellung des Oderbruchs als eines ursprünglich slawisch-„wendischen“ Gebiets (KOLBE 2010:60; zu Fontanes „Wenden“-Darstellung vgl. auch JOACHIMSTHALER 2011/1:346-357), wobei Langes Darstellung nichts mehr von Fontanes Apologie der „Wenden“ verrät, lediglich Ahnungen düster rätselhafter slawischer Momente in seine Landschaft integriert, die dort bloße Ahnungen auslösen können. „Alle verworrenen Reste des Verjäherten“ (LANGE 1981:485) spuken durch die Handlung als Hinweise auf eine von Schuld und Verbrechen gezeichnete tragische Vorgeschichte.

[I]ch wußte nicht, daß es Lebensläufe gab, die sich nicht vollendet hatten [...]. Längst nachdem sie gestorben waren, wirkte sich das, was sie als unsichtbares Erbe den Lebenden vermacht hatten, noch aus. Sie kehrten in den Träumen wieder, ihr Haß hörte nicht auf, sie mischten sich in die Furcht und in die Beängsti-

gungen der Schwachen und Schutzlosen. Zeichen schrieben sie an die Wand, Unheil beschworen sie herauf. (LANGE 1981:31)

Von Schuld, von einer rätselhaften ‚Ersünde‘ scheint diese Gegend gezeichnet. Inwiefern damit auf den Alltag in einem ‚Dritten Reich‘ angespielt wird, in dem das ‚Verschwinden‘ von Menschen, der jähe Abbruch nicht vollendeter Lebenswege immer häufigerer Alltag wurde, ist dem Text selbst naturgemäß nicht zu entnehmen. Zumindest aus Sicht vieler Interpreten der Zeit nach 1945 bis in die Gegenwart hinein aber ist der Roman so zu lesen (LENZ 1990; FUNK 2000 und 2003; KUBITSCHKEK [ein Autor der „Neuen Rechten“] 2004; HILDEBRANDT 2006), viele werden ihn schon zuvor so gelesen haben.

In den Mittelpunkt der Vermutungen des Ich-Erzählers rückt mehr und mehr der im Dorf isolierte, aufgrund seines Reichtums gleichwohl mächtige Bauer Gotthold Stanislaus Starkloff, dessen Name stark slawische Anklänge hat und der offensichtlich Vater verschiedener illegitimer Kinder ist, eine ehemalige Geliebte – aber niemand kann es ihm beweisen – erdrosselt und in den Mühlteich geworfen haben soll, mit seinen vorrangig polnischen Mägden machtförmigen sexuellen Umgang pflegt (466) und wohl auch nicht vor Inzucht mit eigenen Töchtern zurückschreckt. Aus rassistischer Sicht muss diese Gegend als Inkarnation allen Übels erscheinen. Am Ende des ersten Teils wird Starkloff ermordet, der Ich-Erzähler bekommt dies mit. Er kennt die Mörder, den Wirt Smorzak und den bald darauf desertierenden englischen Besatzungsoffizier Smeddy, schweigt aber, obwohl ein Unschuldiger verhaftet wird. Starkloff, der, wie sich herausstellt, früher ein Verhältnis mit der Mutter des Ich-Erzählers hatte, hat ihn, wie er bald darauf erfährt, zum Erben eingesetzt. Die Gründe werden nicht genannt, der implizite Autor freilich hat den Text mit Hinweisen versehen, die dem Ich-Erzähler zu entgehen scheinen, für den Leser aber unübersehbar sind. Nie gesteht der Ich-Erzähler sich die Möglichkeit ein, dass Starkloff sein Vater sein könnte, der implizite Autor aber streut zahlreiche Signale, um eben diese – weder verifizier- noch falsifizierbare – Vermutung im Leser auszulösen. Es gibt in der in Familienstrukturen denkenden erzählten Welt keine Linie, die den Ich-Erzähler von der monströsesten Gestalt der Handlung abzugrenzen erlaubt, er ist selbst (womöglich) Kind dessen, was er mit Abscheu wahrnimmt.

Nach einem Intermezzo, in dem der Ich-Erzähler die Rückkehr nach Kaltwasser meidet, kehrt er im zweiten Teil des Romans nach einigen Jahren zurück mit der Begründung, das von Starkloff geerbte Gut verkaufen zu wollen, tatsächlich aber wohl auch, weil er der Unruhe in sich selbst über die vergangenen Ereignisse nicht Herr werden kann. Smorzak ist in der benach-

barten Stadt Nilbau zu einem apokalyptischen Prediger mit großer, sektenähnlicher Anhängerschaft geworden – **diese** verschlüsselte Anspielung auf Hitler nun war beabsichtigt und ist wohl auch von vielen Lesern verstanden worden, zumal Hitler vor der Machtergreifung auch in der NS-Literatur als „Wanderprophet“ (WIRBITZKY 1932) mit damals freilich positiven Konnotationen apostrophiert worden war, während die negative Wertung bei Lange eindeutig ist.

Durch den Ich-Erzähler kommt das Wissen um die wahren Mörder Starkloffs in Umlauf, die Menge wendet sich gegen Smorzak, der am Ende Selbstmord begeht. Parallel dazu nimmt die Natur, von Anfang an als düster gezeichnet, apokalyptische Formen an und verursacht in Form eines Hochwassers der geheimnisumwitterten Schwarzen Weide vielfache Zerstörung und den Tod Smeddys (der sich als ausgewanderter Onkel des Ich-Erzählers entpuppt). Geheimnisvolle Bezüge, nur teilweise am Ende vom alten Dorfpfarrer aufgeklärt, verbinden Starkloff mit vielen der handelnden Figuren: So war er der ältere Stiefbruder der Tante des Ich-Erzählers, hielt diese, die eigentliche Besitzerin seines von ihm nur als Vormund verwalteten Vermögens (was aber niemand wusste), zeitweise als seine Magd, die er zu schwängern versuchte, ehe er sie, als dies nicht klappte, mit dem Gärtner verheiratete, der in dem Roman als der „Onkel“ des Ich-Erzählers auftritt. Es gibt in diesem Geflecht keine gesicherte Herkunft mehr, keinen legitimen Besitz, kein sicheres Recht, keine Moral, die noch Bestand hätte.

Fragt man nach der Rolle der polnischen Bezüge in diesem Geflecht, so erweisen diese sich als allgegenwärtige Textrand-Markierung, die stets verweist auf etwas, das verdrängt wird, wobei das Verdrängte nicht nur auf die bloße Vorgeschichte der erzählten Welt und damit auch womöglich der realen Auslöserlandschaft Schlesien verweist, die ihre polnischen Wurzeln leugnet, sondern auch und in erster Linie auf den Vorgang der Verdrängung selbst, innerhalb dessen die polnische Markierung des Verdrängten zweitrangig und fast schon austauschbar ist, ist es doch der Mechanismus der Verdrängung, der die unheimliche Atmosphäre des Romans erzeugt und überhaupt erst – am Ende – den Hassprediger hervorbringen kann. Explizit ging es Lange, wie er am 12.12.1938 an Ernst Kreuder schrieb, um eine „Genealogie des Schuldbegriffs“ (zit. nach CYGAN 1999:34), ohne dass er seinen (christlich fundierten) Begriff von Schuld weiter erläuterte. Angesichts der Unauflösbarkeit der Verstrickungen kann es sich nur um eine von keinem Einzelnen mehr sühnbare Erbschuld handeln – eines der Standardmotive der ‚Inneren Emigration‘, mit dessen Hilfe die zunehmenden Gräueltaten des NS-

Systems erklärbar wurden und das es zugleich erlaubte, dem System seine Legitimität mit einer Begründung abzusprechen, die keine Grundlage bot, selbst eingreifen zu können oder sich für die Folgen im Systemalltag oft kaum vermeidbarer eigener Verstrickungen verantwortlich fühlen zu müssen.

Immerhin erfahren Ich-Erzähler und Leser am Ende mehr über Starkloffs Lebensgeschichte:

Starkloff stammte von einem der entlegenen großen Güter, die jenseits der Grenze sich über viele Meilen erstreckten und auf deren Gebiet damals noch die patriarchalischen Verhältnisse galten [...]. Drüben saßen die Grundherren wie unabhängige Souveräne, die niemandem Rechenschaft schuldeten, auf ihren unermesslichen Ländereien [...]. Obgleich die Leibeigenschaft aufgehoben war, befanden sich die Bauern immer noch unter der unbarmherzigen Fuchtel ihrer Obrigkeit. (LANGE 1981:500)

Dies entspricht stereotypen deutschen Vorstellungen vom polnischen Adel und seinem despotischen Umgang mit seinen Bauern. Unter diesen Adelligen befindet sich ein Gutsinspektor, der die Mägde reihenweise schwängert und dann mit Untergebenen verhehlicht – ähnlich wie später dessen illegitimer Sohn Starkloff. Dessen Mutter „muß eins von jenen kraftvollen Mädchen gewesen sein, die mit ihrer östlichen Mischung aus Lässigkeit und untergründiger Leidenschaft die Männer wider Willen so heftig anziehen, daß sie sich ihrer Nachstellungen kaum erwehren können“ (LANGE 1981:500f.). Seine Mutter stirbt bald, Starkloff wächst lieblos, aber auf geheimnisvolle Weise gefördert auf, wird in die Schule, gar aufs Gymnasium geschickt (zu seinen Klassenkameraden dort gehört Smorzak, mit dem er sich damals schon verfeindet), sein Lebensweg ist so von Anfang an vorgezeichnet. Er und Smorzak sprechen „die Sprache, die sie seit ihrer Kindheit gesprochen hatte[n]“ (LANGE 1981:264). Dass dies Polnisch ist, wird erst am Ende des Buches zumindest erahnbar: Smorzaks Mutter sprach „die mir völlig unverständliche Sprache des östlichen Grenzbezirks“ (LANGE 1981:281), genauer: „mischte“ (LANGE 1981:281) sie mit der deutschen, Smorzak flucht „in der Sprache seiner Mutter“ (LANGE 1981:282), einer Frau, „die sich in ihrer Heimat von Kartenlegen, Viehbesprechen und von anderen zweifelhaften Künsten ernährt hatte und der man eine tiefe Verbindung zu allem Unterirdischen nachsagte“ (LANGE 1981:374). Das entscheidende Wort „polnisch“ jedoch fällt eher en passant: Der Ich-Erzähler erinnert sich, von seiner Mutter aus ihrer Jugend erzählt bekommen zu haben von einem Grafen unter ihren Verehrern. „Ein junger Mann, schön und hochgewachsen, mit dem Kennzeichen polnischen Blutes; die Mägde erröteten, wenn er sie anredete.“ (LANGE 1981:330) Alles Polnische erweist sich – auch dies ein überkommenes Mus-

ter – als auch erotisch verführerisch mit deutlich dämonischem Zug, vor dem es kein Entrinnen, kein Sich-Absondern gibt.

Im Kontext der Zeit freilich musste dies alles höchst verwirrend wirken: Weder folgt der Roman dem Modell der befohlenen ‚Freundschaft‘ und zeichnet ein freundliches Bild von Polen, noch baut er eine klare Grenze zwischen Deutschen und Slawen auf, nutzt aber die mit diesen verknüpften deutschen Stereotype zur Evokation eines Grauens, das Bestandteil nun einer mit slawischen Momenten untrennbar durchsetzten deutschen Welt ist und sich mit der Gestalt Smorzaks gar als verschlüsselte Darstellung der nationalsozialistischen Herrschaft lesen lässt.

Der Roman arbeitet dabei mit allen Klischees polenfeindlicher Literatur, vermeidet die Bezeichnung ‚Polen‘ jedoch weitgehend. Stattdessen intensiviert er die in Deutschland als ‚polnisch‘ konnotierten Negativvorstellungen, Ängste und Idiosynkrasien innerhalb der erzählten Welt so sehr, dass ihnen dort kein ‚reines‘ deutsches Wesen mehr entgegensteht: Die ‚polnische‘ Verstrickung ist allgemein und gerinnt zu einer existenziellen Aussage, die es erlaubt, in ihr eine – bei entsprechender Lektüre – entlarvende Anspielung auf den Nationalsozialismus zu entdecken. Jede Vorstellung einer ‚Reinheit‘ erweist sich als Illusion, ohne dass die ‚Mischung‘ zu einem positiven Wert würde – im Gegenteil: Durch ihre Verdrängung kann sie nicht anders als bedrohlich und verderblich wirken. Selbst kein ‚guter Mensch‘, macht sich auch der Ich-Erzähler schuldig etwa durch sein Verschweigen der wahren Mörder, an deren Stelle ein anderer unschuldig einsitzt. Im Kontext des ‚Dritten Reiches‘ verändern solche Motive, aber auch die aus der Ostmarkenliteratur in den Roman reichlich eingeflossenen Momente ihre Bedeutung. Weder ist die deutsche Seite ‚rein‘, noch ist das in der Regel unbenannte slawisch-polnische Element, das durch seine Namenlosigkeit noch dämonischer wirkt, als ‚Freund‘ charakterisierbar. Vielmehr dient es dazu, eine Atmosphäre allgegenwärtiger Verfehlung und Bedrohtheit zu schaffen, die analog zu anderen Texten der ‚Inneren Emigration‘ als verschlüsselte Charakterisierung des ‚Dritten Reiches‘ interpretierbar ist. Das hieße aber dann, dass Polen bzw. im deutschen Denken Polen zugeschriebene Momente zu Metaphern werden für Polens zeitweisen ‚Freund‘ Hitler.

Lange begann den Roman bereits 1933 zu schreiben, also zu einer Zeit, da noch keine ‚Freundschaft‘ verordnet war. Im damaligen Kontext wäre der Roman, will man ihn von diesem Kontext her erklären, auch lesbar gewesen als literarisch aufwändige Fortsetzung einiger Muster der Ostmarkenliteratur – wollte man Lange, der sich wie sein Freund Günter Eich, aber nicht ganz so

erfolgreich in den Literaturbetrieb und die Propagandamaschinerie des ‚Dritten Reiches‘ einordnete, Opportunismus unterstellen, wäre es durchaus möglich, dass der Roman anfangs das in antipolnischen Ostmarkenromanen weit verbreitete Motiv einer polnischen Bedrohung aufnahm, das durch ‚Mischung‘ bis in ‚gemischte‘ Figuren hineinreicht, die sich den Gesetzen des Genres entsprechend zwischen deutscher und polnischer Seite hätten entscheiden müssen – ein Handlungsmuster, das bei rassistischer Staatsanschauung nicht mehr recht möglich war und deshalb nach 1933 rasch verschwand. In den Jahren bis 1937 hätte Lange dann genug Zeit gehabt, dieses Muster umzubauen, die polnischen Elemente quasi zu anonymisieren und zu einer moralischen Bedrohung schlechthin zu mythisieren, die keine Aussage mehr nur über Polen enthielt, sondern im veränderten Kontext der 1937 noch geltenden ‚verordneten Freundschaft‘ über den Zustand der Welt allgemein, was konkret natürlich bedeuten musste: auch und insbesondere über das ‚Dritte Reich‘. Wie auch immer die Genese des Romans gewesen sein mag: Indem die ‚Polen‘ fast durchgehend nicht mehr so genannt werden, wird im Ergebnis die Aussage ins Mythisch-Allgemeine gesteigert und ist als – nicht mehr primär mit Polen in Verbindung gebrachtes – Dämonisches lesbar, als Allegorie auf das NS-System selbst. Tatsächlich wird der Roman, in der Regel ohne jede Berücksichtigung der polnischen Momente, vielfach so gelesen (SCHÄFER 1984; LENZ 1990; SCHEFFEL 2002; FUNK 2000 und 2003; KUBITSCHKE 2004; HILDEBRANDT 2006).

Ob die Zeitgenossen jedoch die polnischen Motive auch nicht wahrgenommen haben? Gerade die stereotyp überkommenen Polen-Assoziationen erlaubten bzw. erleichterten Lange ja das von ihm in der *Schwarzen Weide* systematisch aufgebaute Assoziationsgeflecht, in dem die sumpfige Landschaft moralische Bedeutung erhält, „die Integration von tabuisierten Negativbezirken wie z. B. sexuelle Gier, Verödung menschlicher Beziehungen, das Vordrängen der Sumpf- und Unkrautwelt in die Wohnbezirke“ (SCHÄFER 1984:95).

Immerhin lehnte die Reichsschrifttumskammer nach Erscheinen des Romans Langes Gesuch um finanzielle Unterstützung – die ihm zuvor bereits einmal gewährt worden war – mit einer negativen Einschätzung der *Schwarzen Weide* ab: „Das ganze wirkt wie ein Abreagieren größtenteils häßlicher Jugendeindrücke in Schlesien. Das Buch muß als zeitfremd betrachtet werden.“ (Zit. nach KUNICKI 2006:452) Es passte nicht in das ‚Dritte Reich‘ des Jahres 1937. „Daß mit dem Mörder Smorzak [...] Hitler und dessen hypnotische Massenwirkung entlarvt wurde, war zu leicht zu erkennen.“ (NIJSSEN

2002:117). Alfred Rosenbergs (nicht sonderlich einflussreiches) Amt Schrifttumsstelle verortete Lange gar nebst anderen Nicht-Nationalsozialisten 1940 in einem „geistigen und literarischen Zwischenreich“ (zit. nach BARBIAN 1995:289), also als nicht dazugehörig zum ‚Dritten Reich‘. Die polnischen Anspielungen, unter der Vorherrschaft der ‚angeordneten Freundschaft‘ nicht wirklich referentialisiert und aufgelöst, sondern analog zur erzählten Welt selbst eher beschwiegen und verdrängt, mochten dazu beitragen, den Roman als unreal und ‚magisch‘ zu lesen.

### ***Der Sohn der Hauptmannswitwe***

Lange hatte bis dahin durchaus zu den Profiteuren der Kulturpolitik des ‚Dritten Reiches‘ gehört. Wie seine übrigen Freunde aus dem Kreis um die 1932 eingestellte Zeitschrift *Die Kolonne*, wie Günter Eich, Helmut Raschke, Peter Huchel, Elisabeth Langgässer, Eberhard Meckel, Adolf Artur Kuhnert, Oda Schaefer (Langes Ehefrau) u. a. lebte er davon, für das Radio des ‚Dritten Reiches‘ zu schreiben, zu dem er in einem zwischen opportunistischem Mittun und moralischer Verachtung geprägten ambivalenten Verhältnis stand, ohne sich je wirklich ernsthaft zu verweigern. Die Ablehnung seines Gesuchs muss ihn wegen schwieriger finanzieller Verhältnisse schwer getroffen haben, obwohl sie angesichts der Gestalt Smorzaks eigentlich zu erwarten gewesen war.

Dennoch blieb Lange in weiteren Werken polnischen Bezügen treu. Unter dem bezeichnenden Titel *Auf dem östlichen Ufer* erschienen 1939 – die Zeit der ‚befohlenen Freundschaft‘ war zum Publikationszeitpunkt vorüber – zwei Erzählungen als Buch, die allein der Titel schon in Richtung ‚Osten‘ verweist, ohne dass wirklich klar würde, um das ‚Ufer‘ welchen Gewässers es sich handelt. Mag auch die erste Erzählung, eben der von Ernst Kreuder kritisierte *Sohn der Hauptmannswitwe*, an einem Fluss spielen: ‚Ufer‘ steht in der semantischen Landschaftskonzeption Langes nicht unbedingt primär nur für ein reales Ufer, sondern eher für ein semantisches, eine Bedeutungsgrenze, die auch als Kulturgrenze konzeptionalisiert sein kann.

Im *Sohn der Hauptmannswitwe* spielt in einer abermals magischen Landschaft sich eine Handlung ab, deren Plot deutlich an die bürgerkriegsähnliche Situation nach dem Ersten Weltkrieg erinnert: Im Mittelpunkt steht Herbert, ein Junge aus einer Familie, die vor ‚Insurgenten‘ (so wurden die polnischen Aufständischen nach dem Ersten Weltkrieg genannt, die für den Anschluss Oberschlesiens an Polen kämpften) aus seiner Heimat hatte fliehen müssen

(wie Langes Familie aus Posen nach der Gründung des polnischen Staates) und der sich nun auf deutscher Seite einer illegalen „Schar der heimlichen Verteidiger“ anschließt, die unverkennbar an den „Selbstschutz Oberschlesien“ und an die illegalen Freikorps erinnern, die im Zuge der Auseinandersetzungen um Oberschlesien aus ganz Deutschland zusammenströmten und gegen die „Insurgenten“ kämpften. Doch ist die Szenerie wieder bewusst ungewiss gehalten und gewinnt abermals gegenüber der historischen Anregung fiktionale Eigenständigkeit: Hier geht es um bürgerkriegsartig innere Kämpfe zwischen gesichtslos bleibenden regulären Regierungstruppen und einer im Mittelpunkt stehenden Gruppe von „Schuljungen“ (LANGE 1939:9), die nicht gegen einen äußeren Feind kämpft, sondern „gegen die eigenen Väter und Brüder [...], die es zuließen, daß die Festung, welche seit Jahrhunderten uneinnehmbar gewesen war, sich selbst jeder zukünftigen Gefahr preisgab“ (LANGE 1939:10). Dies gemahnt deutlich an die paramilitärischen Gruppen, die in Deutschland die im Vertrag von Versailles zugesagte Demilitarisierung ganzer Regionen und die starke Reduzierung der Reichswehr ablehnten und gegen drohende Grenzverschiebungen (wie eben in Oberschlesien) ebenso kämpften wie gegen die französische Besatzung des Ruhrgebiets – und gegen die Institutionen der gehassten Weimarer Republik. Allerdings macht sie Lange jünger, als die Freikorpskämpfer real waren, und verleiht seinen Figuren damit etwas jugendlich Naives, auch Unbedarftes – einmal mehr bewegen sich seine Figuren in einer Welt, die sie nicht vollständig überblicken und begreifen. „Jene Handvoll Vierzehn- und Fünfzehnjähriger war entschlossen, Widerstand zu leisten“ (LANGE 1939:10) und schließt sich den Illegalen an, denen sie in einer an Abenteuerromane erinnernden Manier<sup>4</sup> dabei hilft, in einer nächtlichen Aktion Waffen für „den bevorstehenden Aufstand“ (LANGE 1939:42) aus der Festung der Regierungstruppen zu stehlen. Der noch jugendliche Titelheld kommt während dieses Unternehmens ums Leben. Er wird zuvor gezeichnet als ein lange verkannter junger Mann, der im Moment der Not unversehens zum Anführer erwächst (LANGE 1939:12), und folgt auf dieser Ebene durchaus dem nationalsozialistischen Menschenbild, auch wird sein Tod von seinen Freunden nachträglich als heroisch sich opferndes Märtyrertum interpretiert. Sein Tod auf der Seite paramilitärischer Aufständischer im Kampf gegen Regierungstruppen entspricht klischeehaften Bildern nationalsozialistischer Helden, die gegen die

---

<sup>4</sup> KUNICKI (1995) betrachtet Literatur über Freikorpskämpfer als eine an Karl May erinnernde Form der Abenteuerliteratur für Pubertierende (und übersetzt die damals geläufige Abkürzung „O.S.“ für Oberschlesien mit „Old Shatterhand“).

als „verräterisch“ diskreditierten Einrichtungen der Weimarer Republik „gefallen“ waren (vgl. ZWICKER 2006). Doch handelt es sich nur oberflächlich um einen Text, der nationalsozialistischen Mustern entspricht. So ist Herbert – sparsam – mit polnischen Signifikanten ausgestattet, sagt „Britschka“ zur Kutsche (LANGE 1939:26) und wechselt einmal die „Litewka“ (LANGE 1939:40); auch ist sein Tod, obwohl er sich zu heroischer Tat aufrafft, nicht wirklich ein heroischer, sondern bei genauerem Hinsehen ein eher erbärmlich scheiternder Unfall: Er will, Granaten in der Hand, auf ein die Gruppe verfolgendes feindliches Boot springen, „aber die Last, die er trug, war zu schwer und zog ihn nieder“ (LANGE 1939:43). Er ertrinkt. Dies ist tatsächlich als „aheroisches Beispiel“ (Brief Langes an Kreuder vom 18.11.1939; zit. nach KOLBE 2010:94) rezipierbar. Nach seinem Tod bricht der Aufstand aus, scheitert aber ebenfalls. Der Erzähler blickt am Ende zurück auf eine Zeit, „die wahllos diesen und jenen einforderte und zunichte machte, um unbestimmter Ziele willen und ohne irgend eine heimliche Ordnung, die das Zukünftige meinte“ (LANGE 1939:49). Eine Heroisierung der zuvor doch so heroisch zu Wort gekommenen Aufständischen ist das – von diesem Ende her betrachtet – gewiss nicht.

Herberts „Gegenspieler“ in dieser kleinen Tragödie trägt den polnischen Namen Perczynski, ist unglücklich in Herberts Schwester verliebt, sein erfolgreicher Nebenbuhler ist ausgerechnet jener Leutnant, der, den Regierungstruppen untreu geworden, die Jungen für die Sache der Aufständischen gewinnt und ihr nächtliches Abenteuer anführt. Perczynski verrät die Kämpfer an die regulären deutschen Truppen und wird mit stereotyp als ‚polnisch‘ geltenden negativen Eigenschaften (Sinnlichkeit, Unzuverlässigkeit, Lust an geschwätzigem Schwadronieren) ausgestattet; die „heimlichen Verteidiger“ hingegen verkörpern alle deutschen Werte, sie

[...] hielten den Verfall auf, der die Gräben bedrohte, setzten die altmodischen Geschütze instand, deren Verschlüsse im Flußschlamm verrotteten, besserten die morschen Lafetten aus und richteten diese Artillerie, mit der man keinen Schuß mehr abzufeuern vermochte, nach Osten, auf die Grenze, die immer noch offen war. Sie täuschten sich nicht darüber, daß ihr Spiel ohne Bedeutung für die Wirklichkeit blieb, aber mitunter war ihnen so zumute, als würde eines Tages vielleicht doch noch ernst daraus werden. (LANGE 1939:10f.)

Dieses „eines Tages“ verweist natürlich auf die heroische Erfüllung ihrer Träume im bald begonnenen Abenteuer und schließlich womöglich im ‚Dritten Reich‘ (während später – wir zitierten es bereits – der Tod so vieler Kämpfer geschuldet sein soll dem Einsatz um „unbestimmter Ziele willen und ohne irgend eine heimliche Ordnung, die das Zukünftige meinte“ (LAN-

GE 1939:49). Offensichtlich wird das Freikorpsmotiv auf eine Zukunft bezogen, die 1937 (angeblicher Zeitpunkt der Niederschrift) wie Herbst 1939 (Publikation) nur das ‚Dritte Reich‘ meinen konnte; jedoch halten positive und negative Konnotationen sich die Waage und erlauben entsprechend eine pro- wie eine anti-nationalsozialistische Interpretation.

Ernst Kreuders Vorwurf eines „konjunkturellen Fehlgriff[s]“ lässt sich erklären mit dem unvermeidlichen Eindruck politischer Aktualitätshascherei, wo nicht gar (bei entsprechender Interpretation) des Opportunismus. Doch unterläuft Lange am Ende die affirmative Verwendung, indem er Perczynski und Herbert beide im Zuge des nächtlichen Abenteuers einen sinnlosen Tod sterben lässt. Ihre Leichen werden erst weiter flussabwärts geborgen, wo man sie nicht kennt; sie werden in einem gemeinsamen Grab, in einem gemeinsamen Sarg bestattet, also in eine Nähe zueinander gesetzt, die ihr vorheriges Gegeneinander aufhebt und als unsinnig erscheinen lässt. Der Text endet mit der Bemerkung, dass sie sich in diesem Grab „nicht mehr rücken und rühren konnten, bevor die Auferstehung sie rief“ (LANGE 1939:51).

Dies hat weniger mit Polen zu tun als mit der kulturellen Vielfalt innerhalb Deutschlands selbst, zu der auch Menschen polnischer Herkunft beitrugen. Doch wie steht Lange zum Nachbarland Polen, wie liest dieser Text sich vor dem Hintergrund des kurz vor seinem Erscheinen ausgebrochenen Krieges (der freilich zum Zeitpunkt der Niederschrift noch nicht absehbar gewesen sein dürfte)? Alle Handlungen Langes mit ‚polnischen‘ Motiven spielen innerhalb Deutschlands und betonen damit dessen ‚gemischten‘ Charakter, ohne dass angesichts der durchgehenden Gefährlichkeit der polnischen Momente wirklich gesagt werden könnte, dass Lange diese ‚Mischung‘ positiv wertet und verteidigt. Eher stellt sie ihm die Motive zur Verfügung, ein Grauen in seine Landschaft einzusenken, aus dem aber keine Vorstellung von ‚Reinheit‘ befreien könnte: Die ‚Mischung‘ ist unabstreitbare Tatsache, auch Herbert wird durch polnische Signifikanten markiert. Das Nachbarland Polen, nicht unbedingt freundlich gesonnen, bleibt in den Texten immer nur am Rande erahnbar, die Handlungen sparen es weitgehend aus, nur dass viele der handelnden Figuren von dort kommen oder damit in Verbindung stehen.

So etwas wie eine Bewegung in Richtung Polen gibt es nur in *Der Sohn der Hauptmannswitwe*, ohne dass diese freilich wirklich bis ins nahferne Nachbarland ginge. Eine Flussfahrt der Jungen zu Beginn ihrer Abenteuer führt sie Richtung Osten; für die Handlung nicht wirklich nötig, ist diese Flussfahrt offensichtlich nur eingebaut, um ein bestimmtes Bild von diesem ‚Osten‘ zu

schaffen. Die Fahrt dorthin wird in guter alter Tradition<sup>5</sup> als eine an die Grenzen der Oikumene, der bewohnbaren Welt beschrieben, wobei das Jenseits dieser Grenzen zugleich als ein Jenseits des Beschreibbaren, der Text-Ränder inszeniert wird, das eigenartige, durchaus auch gefährliche Lockung ausübt: „Es kam ihnen so vor, als befänden sie sich an der äußersten Grenze der Erde und trieben unaufhaltsam dem Absturz entgegen, über den alles Lebendige in die Ewigkeit fällt. Sie [...] spürten den geheimen Sog, der sie nicht mehr freiließe.“ (LANGE 1939:11f.) Diese Landschaftssymbolik lässt – wie schon in *Schwarze Weide* – keinen Zweifel daran, dass im ‚Osten‘ nichts lockt als der dort lauernde Tod. „An manchen Tagen war die Stadt unter den heftigen Stößen des Ostwinds wie ausgestorben“ (LANGE 1939:18) heißt es an anderer Stelle. Gelesen mit Blick auf die rasch voranschreitenden Kriegsvorbereitungen und dann auch den tatsächlich begonnenen Krieg im Jahr 1939 wird diese allen alten Klischees entsprechende Darstellung zweideutig: Hier wird nicht das zu erobernde bzw. – zum Publikationszeitpunkt – bereits eroberte Land als fruchtbares Gebiet angepriesen, das zudem einst germanisch gewesen sei und nun ‚nur‘ zurückzuerobert sei, sondern dargestellt als eine ausdrücklich fremde Gegend, aus der schon der Wind den Tod mit sich bringe. Zur Vieldeutigkeit dieser Schreibweise gehört, dass dies (insbesondere vor Kriegsbeginn) ebenso als Warnung vor einem Aufbruch in diese Gegend wie (insbesondere nach Kriegsbeginn) als Aufruf zum Kampf gegen diese Bedrohung gelesen werden kann, als Aufruf zum Krieg wie als ein Abraten davon. Diese Uneindeutigkeit in der Referentialisierung in Texten des „magischen Realismus“, die gleichzeitig signalhaft den Hinweis enthalten, auch als politische gelesen werden zu wollen, ergibt sich literarisch aus der spezifischen Darstellungsweise, wird in diesem Fall aber verstärkt durch den raschen Wechsel der politischen Verhältnisse, die, will man den Text von diesen aus erklären, zu ebenso raschem Wechseln seiner politischen Bedeutung führen müssen, ändert sich doch mit der Referenzbasis der von dieser ausgehende Sinnbezug. Der Text freilich geht trotz einiger deutlicher Anspielungen nicht auf in einer rein historisch-politischen Lektüre. Lippenbekenntnisse auf der Textoberfläche werden durch den Gesamttext unterlaufen, die politische Dimension durch die Mythisierung der wieder einmal magischen Landschaft relativiert. Nicht primär um eine tagesaktuelle Aussage geht es,

---

<sup>5</sup> Am 4. September 1790 hatte Goethe der Knappschaft von Tarnowitz einen seither in der Literatur über Oberschlesien fast schon kanonischen Vierzeiler ins Stammbuch geschrieben; er begann mit den Worten „Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reiches“ (GOETHE 2006/3.2:152).

sondern um den poetischen Mehrwert eines von Unheil geschwängerten Ahnungsraums, in den sich die politisch eindeutigen Phrasen so einfügen, dass sie ihre Eindeutigkeit verlieren und zur Bedrohlichkeit der Gesamtmosphäre beitragen, die stark an die der *Schwarzen Weide* erinnert: „die schwarze Tiefe voller weichen Morasts [...], Schlinggewächse, Algen und Wasserpest“ (LANGE 1939:39) kennzeichnen den Fluss, an dem die Handlung spielt, „und man wusste, daß vieles auf seinem Grunde ruht, was nimmermehr zum Vorschein kommen würde“ (LANGE 1939:29).

Die zweite Erzählung des Bandes (LANGE 1939:52-155), erschienen bald darauf – noch inmitten des Krieges – auch als Einzelausgabe mit Zeichnungen von Alfred Kubin (LANGE 1942), als sollte die politische Intensität der ersten Erzählung möglichst bald vergessen werden, spielt dann zwar ebenfalls im ‚Osten‘ des Reichs, enthält aber keine politisierbaren polnischen Motive (was nicht ausschließt, dass der polnische Nachname einer Nebenfigur und die Ortsangabe „Osten“ doch deutsche Polen-Assoziationen nähren). Es handelt sich um eine Liebesgeschichte, die jedoch, sprechend auch dies, wieder in entsprechend düster feuchter Landschaft und mit dem Tod des Helden im Sumpf endet, also durchaus wieder überkommene Klischees aus älteren Romanen mit polnischer Thematik aufruft, ohne diese freilich noch explizit als ‚polnisch‘ zu markieren. Der gemeinsame Nenner der Texte bleibt die Charakterisierung alles ‚Östlichen‘ als dämonisch und gefährlich, als lockend und verschlingend, feucht und sumpfig – mit deutlich erkennbarer Lust an der sprachlichen Elaboration eben dieses Vorstellungsraumes.

### *Ulanenpatrouille*

1940 veröffentlichte schließlich Lange mit der *Ulanenpatrouille* (1940; hier benutzte Ausgabe LANGE 1986) unter vielfach veränderten Bedingungen einen bereits 1937 gleich nach Vollendung der *Schwarzen Weide* begonnenen Roman, der – in stark abgemilderter Form – noch einmal Motive und Grundmuster der Ostmarkenliteratur aufgreift, diese aber so einsetzt, dass sie im veränderten historischen und politischen Kontext ihre Bedeutung verändern. Ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges findet in Oberschlesien ein Militärmanöver statt, an dem der Leutnant Friedrich von G. als Kommandant einer kleinen Vorpostentruppe teilnimmt. Schon sein Name ist in einem Roman, der vom Autor „meinem Vater Ernst Lange, dem preußischen Soldaten und Beamten“ gewidmet wurde, erkennbar preußisch, Assoziationen an Friedrich den Großen wohl beabsichtigt. Gerade im Kern seines Preußen-

tums, seiner Pflichterfüllung aber, wird Friedrich von G. in Frage gestellt: Die Handlung setzt seine am Ende katastrophal vernachlässigte militärische Tätigkeit in Spannung zu seinem Liebesverhältnis mit einer Frau mit dem polnischen Namen Bronislawa [sic!]. Zu Beginn der Handlung erinnert er sich träumend an ein einstiges Verhältnis mit ihr, die ihm reitend erstmals begegnet war, in einem spontanen Wettrennen während einer Jagd, einem „Zweikampf“ (LANGE 1986:24), in dem sie ihm als „Artemis“ (LANGE 1986:24) aus einer „im Osten ansässigen Familie“ (LANGE 1986:26) erschien: „Das lachende, flächige Gesicht, in dem der Triumph steht, dunklere Haut als die Frauen sie hierzulande haben, eine fremdartige nervöse Rasse voller Stolz und versteckter Unabhängigkeit“ (LANGE 1986:24). Das Verhältnis mit ihr hatte er damals auf Druck seiner Vorgesetzten aufgegeben, da sie dazu bestimmt war, „einen jener Großgrundbesitzer [zu] heiraten [...], die am Rande des Reichs wie unabhängige Souveräne lebten“ (LANGE 1986:26) – man erinnere sich der analogen Charakterisierung der polnischen Adligen in der *Schwarzen Weide*. Hier freilich gibt es keine ‚Mischung‘ mehr als Voraussetzung einer dämonischen Welt, hier sind die Nationen klar geschieden voneinander – lediglich Friedrich von G. verfällt polnischer Lockung. Der Anklang an Thomas Manns *Tod in Venedig* (MANN 1990/8:444-525), dessen Protagonist, ein deutscher Schriftsteller, über Friedrich den Großen schreiben will, quasi militärisch sich selbst zu disziplinieren versucht und dann seinerseits polnischer Lockung verfällt, dürfte nicht zufällig und auch für die zeitgenössischen Leser nicht zu überlesen gewesen sein; damit freilich wird ein Autor ins Bewusstsein der Leser zurückerinnert, der im ‚Dritten Reich‘ als Unperson galt.

Der von Friedrich geforderte Verzicht auf Bronislawa war nicht zuletzt politisch motiviert: „Der Bräutigam Bronislawas [...] gehört zu jenen Magnaten, die das Reich als wichtige Vorposten betrachtet, und um deren Gunst selbst bei Hofe geworben wird, weil man dieser Leute, die schon immer eine unklare und höchst doppeldeutige Haltung eingenommen haben, nie sicher sein kann.“ (LANGE 1986:36) Bezeichnenderweise fällt die Bezeichnung ‚Polen‘ oder ‚polnisch‘ auch hier fast nie, stets ist von der „fremden Sprache“ (z. B. LANGE 1986:102), gelegentlich auch von ihren „Zischlauten“ (LANGE 1986:102) die Rede, lediglich einmal schimpft ein Untergebener Friedrichs „Polackenwagen!“ (LANGE 1986:45) Offensichtlich jedoch ist, dass Bronislawa und ihr Gatte sich in einer sprachlichen Umgebung bewegen, die sich Friedrichs Verständnis entzieht. So „kann er sich des vertrackten Namens nicht mehr entsinnen, den Bronislawa nun trägt, und er weiß auch kaum noch, wie

das Gut eigentlich heißt, auf dem sie lebt... Diese sinnlosen, fremden Worte, er wird sie nie behalten.“ (LANGE 1986:38)

Die Erinnerung an sie beschäftigt Friedrich während des Manövers immer mehr, er lässt sich gehen, Traum und Wirklichkeit verschwimmen. „Die Ordnung hörte vorübergehend auf.“ (LANGE 1986:38) Auch diese Formulierung gemahnt an Manns *Tod in Venedig*. Das Manöver führt ihn dann mitten in das Gut, das Bronislawka nun mit ihrem Gatten bewohnt. Womöglich, so denkt er, ist dies eine von seinen Vorgesetzten bewusst gestellte Bewährungsaufgabe: „Friedrich sollte die Gelegenheit haben, die alte Scharte auszuwetzen und seine Fähigkeiten auf dieser entscheidenden Position zu beweisen...“ (LANGE 1986:95) Er erhält bald einen Liebesbrief von Bronislawka. Lange nutzt bei dieser Gelegenheit Möglichkeiten des grammatischen Geschlechts (Genus, engl. gender), um seinen Erzähler über Bronislawka in männlicher Form rasonieren lassen zu können:

[...] er ließ die Erinnerungsbilder jener Frauen, mit denen der Leutnant in den letzten Jahren etwas gehabt hatte, [...] Revue passieren, doch es wollte sich niemand finden, der sich hier, in dieser gottverlassenen Einöde aufhielt, der halbwüchsige Kinder dazu benützte, um Liebesbotschaften auszutragen, und der eine gefährliche und bösertige Macht über die Männer besitzen mußte, wie man sie selbst nur vom Hörensagen kannte... (LANGE 1986:143).

Das „niemand“ wäre leicht durch ein „keine“ auszutauschen, muss also in einem derart überlegt formulierten Text Absicht sein als Basis für den grammatischen Geschlechtswechsel. Traditionelle deutsche Charakterisierungen der polnischen Frau als ‚Amazone‘ klingen an. Friedrich von G. aber setzt sich durch das Nachdenken über sie noch vor der erneuten Begegnung mit ihr bei ihr ihrem Einfluss aus – die Femme fatale, als die sie sich erweisen wird, wird dadurch bei aller Überbetonung des Weiblichen in erotisch-sexueller Hinsicht zugleich vermännlicht, zur Gegnerin, zur Gefahr. Sie gehört für Friedrich von G. zu den Frauen, „die mit Männern gut umzugehen wissen und ihre Kraft gleich geheimen Mitteln benützen“ (LANGE 1986:159).

Friedrichs Besuch bei ihr bietet schließlich Gelegenheit zu expliziten Äußerungen über die deutsch-polnischen Verhältnisse in der Grenzregion. Bronislawkas Mann erklärt ihm, „daß er, wie wenige seinesgleichen, zu den loyalen Anhängern des Staatsgefüges gehörte, in dessen Grenzen er leben mußte. Er verfocht eine Theorie, derzufolge alle Zugeständnisse an die nationalen Träume und Ideologien [...] nur vom Übel wären und schlimme Folgen haben könnten“ (LANGE 1986:161). Dabei steht er für eine – von Hitler selbst geteilte – Kritik an der auf Assimilation angelegten Polenpolitik des Kaiserreichs und erinnert an die Konzeption der rassistisch getrennten ‚befohlenen

Freundschaft‘: „Laßt unseren Leuten ihre Sprache, ihren Glauben und ihre Sitten [...] aber zeigt ihnen, daß ihr die Herren seid, denn sonst werden sie übermütig, und Übermut und Vermessenheit führen die Völker ins Verderben...“ (LANGE 1986:161) 1937/38 wäre dies mit der nationalsozialistischen Vorstellung von einem ‚freundschaftlichen‘ Kontakt der Völker vereinbar gewesen, 1940 ist es ein Euphemismus für eine Trennung der Rassen, die mit Unterdrückung, Gräueln, Deportation und Genozid einhergeht. „Übermut und Vermessenheit“ entsprechen argumentativ Hitlers dem Überfall auf Polen vorangegangener Verärgerung über das unbotmäßige Nachbarland, das seinen Wünschen schließlich doch nicht gefügig war, und mögen damit Krieg und Besetzung Polens legitimieren als Strafe für diesen „Übermut“. Dabei muss ausdrücklich gesagt werden, dass es sich hier um Figurenrede handelt, die nicht einfach dem Erzähler, noch weniger dem Autor zugeschrieben werden kann. Umso brisanter freilich ist die letztlich doch auktoriale Entscheidung, diese Äußerungen ausgerechnet einer polnischen Figur in den Mund zu legen. Aus der Perspektive von 1940 wäre dies so lesbar, als wolle bzw. solle ein Pole Hitlers ‚Urteil‘ über Polen begründen und legitimieren.

Die politische Dimension des Romans wird auf der Textoberfläche deutlich überdeckt von der erotischen. Auf dieser Ebene reichen die Reminiszenzen an Manns *Tod in Venedig* bis zu dionysischen Imaginationen, auch wenn diese nach Venedig eher passen als nach Oberschlesien. Das Erotische geht dabei ins Triebhaft-Animalische über, so dass Bronislawa selbst sich nicht mehr sicher ist, ob „dies hier nicht mehr Friedrich, sondern einer von den Faunen und Satyrn war, die in den Wäldern hausen“ (LANGE 1986:225). Es kommt schließlich – hierin geht der Roman viel weiter als Manns letztlich doch sehr diskrete, ja schüchterne homosexuelle Erfahrungsseelenkunde – zum Liebesakt, der sich im Nachhinein freilich nicht als Ergebnis wechselseitiger Zuneigung erweist, sondern als groß angelegtes Täuschungsmanöver (auch dies ein stereotypes Handlungsmuster in deutschen Texten mit Polenbezug): Bronislawa gesteht ihm hinterher (während er von ihr unbemerkt schläft), ihr zeugungsunfähiger Mann habe zunächst – vergeblich – seinen Neffen für den Versuch gewonnen, sie zu schwängern und erhoffe sich, da dies nicht geklappt habe, nun Erfolg von der von ihm unterstützten Affäre mit Friedrich. Der Deutsche, der sich auf eine Polin einlässt, unterstützt, so eine alte Botschaft der Ostmarkenliteratur, die polnische Sache. In einem der Ostmarkenromane wird der polnischen Gegenseite nicht nur der instrumentale Einsatz weiblicher Verführungskraft unterstellt, sondern explizit als Plan in den Mund gelegt: „Die Frauen vor! Und wie die Germanen uns Polen germanisieren wollen, müssen wir die Germanen polonisieren!“ (WIRBITZKY 1926:63)

In Friedrich nun kämpft im Zuge dieser Begegnung sein Pflichtbewusstsein, auch dies erinnert an Thomas Mann, „mit einer rieselnden Schwäche, die er im Blut rinnen und in den Nerven zucken spüren konnte“ (LANGE 1986:150). Der deutsche Offizier jedoch ist nicht nur verführbar, er ist – wie schon der Protagonist in *Der Sohn der Hauptmannswitwe*, in einer Zeit, in der ‚Mischung‘ kaum thematisierbar war, sparsam aber unübersehbar mit polnischen Signifikanten ausgestattet – von der Verträumtheit (vgl. KURPIUN 1931:14) bis zur Tschapka. Die war zwar als militärisches Kleidungsstück weit verbreitet, doch wird Friedrich von G. von einem Angehörigen der ‚anderen‘, der polnischen Seite ausdrücklich auf deren polnischen Ursprung hingewiesen, sie kann also nicht mehr als nur zufälliges Requisit gedeutet werden, sondern nur noch als von Lange bewusst gewähltes bedeutungstragendes: Der Pole „bemerkte hämisch, daß ihm keine Uniform lieber wäre als diese, weil die Ulanen ja eine Nachahmung der Reiterei seines eigenen Volkes seien...“ (LANGE 1986:75). Friedrich von G. fühlt sich so langsam immer stärker verstrickt, während Bronislawka als sadistisch gezeichnet wird und es beispielsweise liebt, ihm mit ihren Nägeln Schmerz zuzufügen (LANGE 1986:153). Die alte Liebe erwacht in ihm als *Amour fou* wieder, der zu Liebe er seine Pflichten vernachlässigt und als Soldat und Offizier versagt: Während der mit ihr verbrachten Liebesnacht wird seine von ihm verlassene Einheit von „feindlichen“ Truppen eingekreist, er bricht überstürzt auf, beim Versuch, die Situation zu retten, stirbt Friedrich von G. einen ebenso unheroischen wie bezeichnenden Tod: Er stürzt vom Pferd. Auch dies ist ein „aherisches Beispiel“. Wie aber ist es zu deuten?

Wie bei Mann ist Ironie dem preußisch disziplinierten Bewusstsein des Protagonisten gegenüber und Lust an der Darstellung der erotischen Dimension seines Scheiterns unverkennbar, das tragisch unvermeidliche Aufgeben der preußisch-deutschen Selbstdisziplin des Protagonisten bedeutet auch bei Lange eine Infragestellung nationaler Werte, deren heroische Vergeblichkeit bereits im Gegensatz von Protagonist und ihm letztlich überlegener Landschaft aufscheint. Diese ist als fremd und dem Stereotyp entsprechend als ‚östlich‘ gekennzeichnet, als sumpfig und konturlos, „eine von sichtbaren Grenzen nicht eingefriedigte Morgenlandschaft“ (LANGE 1986:48), „[d]as Wasser dampfte dichte Nebelschwaden aus“ (LANGE 1986:5), sie ist gekennzeichnet von „all dem Unbestimmten und Schwebenden“ (LANGE 1986:5), dem von G. fachmännisch wie preußisch ordnend entgegentreten versucht: „Man hatte die Meßtischblätter genau studiert, man wußte Bescheid“ (LANGE 1986:10). Sein Scheitern am Ende verhindert dies dennoch nicht, der „Bescheid“ hilft nicht wirklich zur Vorherrschaft über das, worüber „Bescheid“

gewusst wird, der „Bescheid“ erweist sich als trügerische Farce, als Akt selbstverliebter Selbstüberschätzung.

Die Trennung der Nationen ist in die Landschaft wie ein Naturgesetz eingeschrieben, wobei die hier gezogene ‚natürliche‘ Grenze zwischen ihnen weder real existiert noch überhaupt realen Sinn macht in einer ‚gemischten‘ Landschaft, die zur Handlungszeit vollständig zum Deutschen Reich gehört hatte – aber auch hier ist die Landschaftsbeschreibung nicht als Wirklichkeitsreferenz zu lesen, sondern als semantischer Entwurf eines wirklichkeitsüberhoben ‚höheren‘ Bedeutungsraums: „Hügelketten [...] wie ein langer Damm, der die beiden Hälften des Landes voneinander abtrennte, damit sich weder ihre Luft, noch ihr Wesen, noch ihre Menschen miteinander vermischten“ (LANGE 1986:18). Wie mochte das 1940 gelesen werden? Friedrich von G. scheitert letztlich ja an einem aus dieser Sicht illegitimen Grenzübertritt – er hat auf der „anderen“ Seite nichts verloren und kann dort nur untergehen. Auf der ‚fremden‘ Seite ist das Land für ihn unbenutzbar und verwandelt sich in Sumpf und Wüste, „[d]as flache, mit Feuchtigkeit vollgesogene Gelände, dessen Erde wie nasser Schwamm unter den Hufen schmatzte“ (LANGE 1986:40). Die Welt der *Schwarzen Weide* wird nun – innerhalb des nicht mehr existierenden wilhelminischen Reiches, womöglich aber auch innerhalb des neuen ‚Großdeutschen Reiches‘ – eindeutig auf polnischer Seite lokalisiert. Die in der *Schwarzen Weide* noch allgegenwärtige ‚Mischung‘ scheint aufgelöst, nur Friedrich von G. verfällt ihr – in einer dazu passenden symbolischen Landschaft, die selbst den Verfall schon darstellt, dem er in ihr anheimfällt: „Die dichtgewebte Matte aus Kräutern, Gras und Wurzelwerk war über eine unermeßliche Tiefe gelegt, in der die feuchten Kräfte sich zu wälzen schienen, gleich irgendwelchen unbekanntem, aus der Urzeit der Erde übriggebliebenen Amphibien, die ihre Geschlechtszeit hatten und sich blindlings verknäuelten und umschlangen.“ (LANGE 1986:43) Die Menschen hier, auf der polnischen Seite, leben ‚undeutsch‘, sie sind unordentlich und verschwenderisch (LANGE 1986:43f.), Spuren der „polnischen Wirtschaft“ (ORŁOWSKI 1996) finden sich allerorten, „[e]ine unsinnige Pflanzung, prunkvoll wie die kilometerlange Anfahrt zu einem Schloß, das noch längst nicht in Sicht kommen würde. [...] Radspuren, willkürlich [...] als wären die Kutscher, welche diese Gespanne gelenkt hatten, betrunken gewesen“ (LANGE 1986:44), „alles zeigte eine selbst für diese Gegend ungewöhnliche Verrottung“ (LANGE 1986:86), „die Wiesen und Felder waren völlig verödet“ (LANGE 1986:90). Aus dieser Landschaft hervor treten wahrsagende, Unheil verkündende und zugleich erotisch gefährlich lockende „Zigeunerinnen“, die gleichsam die ersten Signale vor dem Erreichen der polnischen Geliebten

bilden, eine bunte Masse im Stereotyp versinkender Figuren, die die Ulaneneinheit zwar militärisch diszipliniert durchstößt, um dann aber doch im polnischen erotischen „Sumpf“ zu unterliegen. Es gibt keine Rettung aus dieser Landschaft für den, der sie von deutscher Seite aus betreten hat.

Diese Handlung **kann** gelesen werden ebenso als Aufruf zu einer Selbstermanung gegenüber dieser gefährlichen Lockung und damit (insbesondere 1940) letztlich auch als Rechtfertigung möglichst harten Vorgehens gegen und in Polen, sie **kann** aber auch (insbesondere vor Kriegsausbruch) gelesen werden als Warnung vor eben diesem Krieg und dem Einmarsch in Polen bzw. (ebenfalls nach 1940) der fortgesetzten Besetzung des Landes. Dies muss sich nicht einmal ausschließen – wenn Polen gefährlich ist, man sich aber bereits darin befindet, muss der deutsche Soldat sich wappnen gegen die nicht umsonst als erotisch und weiblich imaginierte polnische Lockung (vgl. zu dieser „Gefahr“ auch THEWELEIT 1977/78 und etwas korrigierend JOACHIMSTHALER 2011/2:162-173). Die realen historischen Ereignisse folgten zu rasch aufeinander, als dass sich definitiv sagen lässt, vor welchem konkreten Hintergrund das über Jahre hinweg entstandene Buch bzw. welche Stelle in ihm nun genau geschrieben wurde und wie diese sich zum jeweiligen zeithistorischen Kontext verhält. Die Beziehung zwischen künstlerischem Zeichen und möglichen ‚realen‘ Bezugsebenen bleibt arbiträr und unsicher. Hier entsteht eine gleitende Semiose nicht durch die Bewegung der Zeichen, sondern durch die Bewegung der Referenzebene gegenüber in sich eher stabilen Zeichen. Und selbst dann, wenn eine Beziehung zweifelsfrei nachgewiesen werden könnte, wäre damit noch keineswegs gelöst, wie diese zu deuten wäre: affirmativ, kritisch, ironisch?

Andererseits ist Langes Text so aufgebaut und platziert, dass der Leser nicht umhin kann, eine Verbindung zu den jeweils aktuellen deutsch-polnischen Beziehungen herzustellen. Welcher Zeitpunkt aber nun der exakte Bezugszeitpunkt ist, ist ebenso wenig noch festzustellen wie die Frage zu beantworten, wie der jeweilige Bezug nun umzusetzen ist: Das Verhältnis zwischen künstlerischer Zeichenwelt und wie auch immer gearteter realer Bezugswelt bleibt zu arbiträr, als dass sich daraus eine eindeutige Botschaft ableiten ließe über die Wertung insbesondere auch des Krieges. Wichtiger als Tagespolitik war Lange ohnehin der sprachliche Entwurf eines mit gefährlicher Verführung und Lockung angefüllten Imaginationsraums, dem der Leser, der sich ihm ganz überlässt, ähnlich wirklichkeitsvergessen unterliegen muss wie Friedrich von G. seiner polnischen Geliebten, die zum allgemeinen Zeichen der Gefahr wird, der Verführung schlechthin. „Somit überträgt Lange das

Kritische ins Allgemeine, relativiert es und nimmt dem Roman im Hinblick auf den bereits begonnenen Zweiten Weltkrieg die Brisanz.“ (KOLBE 2010:103)

Die politische Ambivalenz des Romans wurde schon bald nach der Publikation deutlich. Der Roman gefiel als **Phantasie**, nicht als die (sehr unterschiedlich interpretierbare) politische Aussage, die in ihm zu suchen er gleichwohl **auch** verführte. Zunächst als Vorabdruck in der *Frankfurter Zeitung* erschienen und dann in einer bald ausverkauften ersten Auflage in Höhe von 29.000 Exemplaren gedruckt, schien alles für einen großen Verkaufserfolg zu sprechen. Doch die Zustimmung war nicht einhellig. „So wurde Langes *Ulanenpatrouille* 1940 im *Völkischen Beobachter* hymnisch gefeiert, während zur gleichen Zeit gegen das Buch ein Verbotsantrag wegen Defaitismus, Destruktion und Lächerlichmachung der Wehrmacht gestellt wurde.“ (SCHÄFER 1984:98). „Die *Ulanenpatrouille* wurde gleich wegen Wehrkraftzersetzung angegriffen und schließlich durch Papierkontingentierung“ (NUSSEN 2002: 117) um die eigentlich nachgefragte zweite Auflage gebracht. Lange selbst wurde nach Erscheinen des Romans zur Wehrmacht eingezogen und zunächst in Polen, später in Russland eingesetzt, wo er schwer verwundet wurde und das linke Auge verlor.

## Literatur

BARBIAN, JAN-PIETER (1992): „Kulturwerte im Zweikampf“. *Die Kulturabkommen des ‚Dritten Reiches‘ als Instrumente nationalsozialistischer Außenpolitik*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 74:415-459.

– (1995): *Literaturpolitik im ‚Dritten Reich‘. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*. München.

CYGAN, DOROTA (1999): „Man darf Banausen nicht Wasser auf ihre Mühlen geben...“ *Horst Lange an Ernst Kreuder – Briefe aus dem ‚Zwischenreich‘*. In: DELABAR, WALTER / DENKLER, HORST / SCHÜTZ, ERHARD (eds.): *Spielräume des Einzelnen. Deutsche Literatur in der Weimarer Republik und im Dritten Reich*. Berlin, 30-54.

FREYTAG, GUSTAV (1978): *Soll und Haben. Roman in sechs Büchern*. Vollständiger Text nach der Erstausgabe Leipzig 1855, durchgesehen von Meinhard Hasenbein. Mit einem Nachwort von Hans Mayer, Anmerkungen von Anne Anz sowie einer Zeittafel und Literaturhinweisen. München.

FUNK, GERALD (2000): *In dieser dunkelsten aller Zeiten. Aspekte ästhetischer Opposition im Werk Horst Langes*. In: KROLL, FRANK-LOTHAR (ed.): *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik*. Berlin, 127-147.

– (2003): *Between Apocalypse and Arcadia. Horst Lange's visionary Imagination during the Third Reich*. In: DEVINNEY, MARGARET K. / DONNAHUE, NEIL H. / KIRCHNER, DORIS (eds.): *Flight of Fantasy. New Perspectives on Inner Emigration in German Literature 1933-1945*. New York, 248-257.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG (2006): *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe. Hrsg. v. Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Müller und Gerhard Sauder. 21 Bde. München.

GRAU, DIETRICH (1966): *Das Mittagsgespenst. Daemonium meridianum. Untersuchungen über seine Herkunft, Verbreitung und Erforschung in der europäischen Volkskunde*. Bonn.

HAEFS, WILHELM / SCHMITZ, WALTER (eds.) (2002): *Martin Raschke (1905-1943). Leben und Werk*. Dresden.

HARDER, AGNES (1933): *Neue Kinder alter Erde. Ein Ostpreußenroman*. Gütersloh.

HEIN, ALFRED / MÜLLER-RÜDERSDORF, W[ILHELM] (eds.) (1926): *Oberschlesien. Heimatbuch*. Leipzig.

HILDEBRANDT, KLAUS (2006): *Horst Lange (1904-1971). Zur Erinnerung an einen Dichter aus Schlesien*. In: BIAŁEK, EDWARD / HABERLAND, DETLEF (eds.): *Zwischen Verlust und Fülle. Studien zur Literatur und Kultur*. Festschrift für Louis Ferdinand Helbig. Wrocław/Dresden, 241-266.

JOACHIMSTHALER, JÜRGEN (2010): *Literatur als Fortsetzung des Krieges, Krieg als Fortsetzung der Literatur mit anderen Mitteln. Die Identitäts- und Grenzkampfliteratur nach dem Ersten Weltkrieg*. In: STÖRTKUHL, BEATE / STÜBEN, JENS / WEGER, TOBIAS (eds.): *Aufbruch und Krise. Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg*. München, 127-148.

– (2011): *Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. 3 Bde. Heidelberg.

– (2012): „Interkulturelle Literatur“ im Dritten Reich? Der Fall August Scholtis. In: SZÉNDI, ZOLTAN (ed.): *Wechselwirkungen I: Deutschsprachige Literatur im regionalen und internationalen Kontext*. Wien, 429-443.

JOACHIMSTHALER, JÜRGEN / OCIEPA, GABRIELA (2006): *Die Polen-Cluster des „Schriftstellers“ Adolf H.* In: BALZER, BERND / HALUB, MAREK (eds.): *Wrocław – Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik*. 4 Bde. Wrocław/Dresden. Bd. 3: BALZER, BERND / KUNICKI, WOJCIECH (eds.): *Literaturgeschichte 18.-20. Jahrhundert*, 83-101.

KALUZA, VIKTOR (1935): *Das Buch vom Kumpel Janek*. Breslau.

KÖHLER, WILLIBALD (1933): *Sehnsucht ins Reich. Ein Grenzlandschicksal*. München.

KOLBE, HANNELORE (2010): *Horst Lange – Leben und Werk. Ein Autor im Zwischenreich*. Bielefeld.

KORN, KARL (1975): *Lange Lehrzeit. Ein deutsches Leben*. Frankfurt (M.).

KORTLÄNDER, BERND / SINGH, SIKANDER (eds.) (2011): „Das Fremde im Eigensten.“ *Die Funktion von Übersetzungen im Prozess der deutschen Nationenbildung*. Tübingen.

*Lockend slawisches Grauen. Horst Langes Andeutungen im ‚Dritten Reich‘*

- KUBITSCHKE, GÖTZ (2004): *Autorenportrait Horst Lange*. In: *Sezession* 7:2-7.
- KUNICKI, WOJCIECH (1995): „O.S.“ von Arnolt Bronnen: *Zwischen Dokument und Abenteuerliteratur*. In: BRONNEN, ARNOLT: *O.S. Nach dem Text der Erstausgabe von 1929*. Mit einem Vorwort von Wojciech Kunicki und einem Nachwort von Friedbert Aspetsberger. Klagenfurt, 5-29.
- (1997): *Günther – Heym – Lange. Zur Intertextualität der „Schwarzen Weide“ von Horst Lange*. In: STÜBEN, JENS (ed.): *Johann Christian Günther (1695–1723)*. Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München, 325-342.
- (2001): *Der Fall Cosmus Flam. Eine schlesische Tragödie*. In: *Convivium*:129-153.
- (2006): „...auf dem Weg in dieses Reich“. *NS-Kulturpolitik und Literatur in Schlesien 1933 bis 1945*. Leipzig.
- KURPIUN, ROBERT [1909/1931]: *Der Mutter Blut. Roman aus Oberschlesien*. Weimar.
- LANGE, HORST (1937/1981): *Schwarze Weide. Roman*. Frankfurt (M.).
- (1939): *Auf dem östlichen Ufer*. Berlin.
- (1942): *Das Irrlicht. Erzählung*. Zweiunddreißig Zeichnungen von Alfred Kubin. Hamburg.
- (1940/1986): *Ulanenpatrouille. Roman*. München.
- LENZ, SIEGFRIED (1990): *Im Schatten der Katastrophe. Über Horst Lange, „Schwarze Weide“ (1937)*. In: REICH-RANICKI, MARCEL (ed.): *Romane von gestern – heute gelesen*. Bd. 3. Frankfurt (M.), 135-141.
- MANN, THOMAS (1990): *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*. Frankfurt (M.).
- MOLZAHN, ILSE (1936): *Der schwarze Storch. Roman*. Berlin.
- (1938): *Nymphen und Hirten tanzen nicht mehr. Roman*. Berlin.
- NIJSSEN, HUB (2002): *Über die Widerstandskraft der Vernunft. Huchel, Eich und Lange, junge Autoren unter der Hitler-Diktatur*. In: HAEFS / SCHMITZ, 107-120.
- ORŁOWSKI, HUBERT (1996): „Polnische Wirtschaft“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden.
- PRYT, KARINA (2010): *Befohlene Freundschaft. Die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen 1934-1939*. Osnabrück.
- REITMEIER, HENNER (2012): *Lange schreibt wie er heißt*. In: *Siebenschläfer*:21.6.2012: <http://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2080744/> (2.6.2013).
- SCHÄFER, HANS DIETER (1984): *Horst Langes Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg*. In: SCHÄFER, HANS DIETER: *Das gespaltene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*. Frankfurt (M.)/Berlin/Wien, 91-115.
- SCHEFFEL, MICHAEL (1990): *Magischer Realismus. Die Geschichte eines Begriffes und ein Versuch seiner Bestimmung*. Tübingen.
- (2002): „Wunder und Sachlichkeit. Martin Raschke und der „magische Realismus“ einer um 1930 jungen Generation“. In: HAEFS / SCHMITZ, 59-77.
- SCHOLTIS, AUGUST (1933): *Ostwind. Roman der oberschlesischen Katastrophe*. Berlin.

Jürgen Joachimsthaler

- (1934): *Baba und ihre Kinder. Roman*. Berlin.
- (1939): *Das Eisenwerk. Roman*. Berlin.
- (1940): *Die mährische Hochzeit*. Braunschweig.
- THEWELEIT, KLAUS (1977/78): *Männerphantasien*. 2 Bde. München.
- THUM, GREGOR (ed.) (2006): *Traumland Osten. Deutsche Bilder vom östlichen Europa im 20. Jahrhundert*. Göttingen.
- ULITZ, ARNOLD (1939): *Der große Janja. Ein Kattowitzer Roman*. Breslau.
- WIESSALLA, JOSEF (1934): *Halarenda. Eine Grenzlanderzählung*. In: [ULLSTEIN VERLAG (ed.)]: *Heimat. Die deutsche Landschaft in Erzählungen deutscher Dichter*. Berlin, 163-181.
- WIRBITZKY, WILHELM (1926): *Adler und Falken*. Breitenhain im Eulengebirge.
- (1932 / <sup>2</sup>1934): *Die blutende Grenze. 3. Teil der Trilogie „Oberschlesien“*. Naumburg/Quais.
- ZWICKER, STEFAN (2006): *„Nationale Märtyrer“: Albert Leo Schlageter und Julius Fučík. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungsliteratur*. Paderborn.
- ZYBURA, MAREK (1997): *August Scholtis. Untersuchungen zu Leben, Werk und Wirkung*. Paderborn.